



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Brief.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ein Todeskampf für die gebildeten Völker Europas hätte werden können, wenn Oestreich seine wahre Politik verkannt hätte, das wird jetzt ein seltsames Phänomen, das man mit verhältnismäßig geringem Schaden ertragen kann; ein Wiederaufleben der Völkerkämpfe des Mittelalters. Die Welt des griechischen Kreuzes und des Halbmonds im Streit! Auf der einen Seite die Stämme der Slawen, die Kinder der russischen Steppe, der sibirischen Wüste, Großruffe, Kleineruffe, Pole, Kosack, Tartar, Samojede, Tunguse, welche ungeheure Masse, durch europäische Disciplin und die Macht eines Einzigen zusammengebunden! Auf der andern Seite neben dem Türken und Albaner der Barbarecke des Mittelmeers, der Fellah des alten Aegyptens, der schwarze Abessinier, Araber, Kurden, Drusen, die meisten Stämme des Korans, zusammengefloßen aus drei Welttheilen. Auf beiden Seiten ein heiliger Krieg voll Eifer und Fanatismus.

Wenn die furchtbare Masse dahinschmilzt in unnützem Kampfe, wenn der Winter mit seinen Leiden sie auflöst, wenn die Dämonen: Erschlaffung, Hunger, Seuche über sie herfallen und sie vernichten, so werden wir den Untergang von Tausend und Tausenden mit finstrem Blick und ohne Freude ansehen, aber daß wir nicht selbst hingerissen werden in die Grenel eines Krieges, daß wir sicher stehen an unserer Heerde, und unsere Hände rühren können bei der heimischen Arbeit, das verdanken wir der verständigen Politik der deutschen Großmächte, Oestreichs und Preußens.

Pariser Brief.

Es ist schwer, sich einen Begriff zu machen, von dem was hier vorgeht, und wer die Verhältnisse nicht genau kennt, der kann aus den Journalen, wie sie sich über die orientalische Frage äußern, gar nicht klug werden. Die Feinde der Regierung fürchten, Louis Napoleon könnte die Gelegenheit benutzen und sich durch seine auswärtige Politik den Halt im Innern verschaffen, der ihm trotz seiner ungeheuren Anstrengungen bisher fehlt. Sie stehen daher auf Seite der Russen und verkündigen alle den Frieden. Die Börsenspeculanten, die Geschäftsleute, die Ruheliebenden überhaupt schließen sich begreiflicherweise auch dieser Politik an, weil sie am meisten ihren Hoffnungen entspricht. Die Regierungsjournale, die den geheimen Gedanken Louis Napoleons ebensowenig kennen als dessen Minister, reden der Türkei Trost zu, sie sind aber heute für den Krieg und morgen für den Frieden, jenachdem ihnen Andeutungen von oben aus gemacht worden. Die zwei republikanischen oder, um besser zu sagen, die zwei Journale, welche allein die

Interessen der Demokratie verfechten, soweit dies die Regierung und ihre wachsame Censur erlaubt, sind nicht nur beide für den Krieg, sondern vertreten auch die Ansicht, England und Frankreich werden die Türkei nicht im Stiche lassen. Am entschiedensten gegen die Russen spricht sich der *Univers* aus, das Jesuitenblatt. Es erlaubt sich mehr denn die andern Journale, weil es eine mächtige Partei hinter sich hat und es wagt den Spas, mit Consequenz für das katholische Interesse gegen die russische Heterodoxie in die Schranken zu treten, weil es überzeugt ist, daß die westlichen Mächte ihn nicht beim Worte nehmen werden. Die demokratischen Journale sind für die Türkei, weil sie erstens hoffen, ein europäischer Krieg müsse den liberalen Ideen zugute kommen und weil ihre anscheinende Unterstützung der Regierung in diesem Punkte ihnen einigen, wenngleich geringen Spielraum zur Opposition in anderer Beziehung offen läßt, und man muß es gestehen, weil die öffentliche Meinung hier wie in ganz Deutschland auch entschieden auf Seite der Osmanlis steht. Aus diesem Zusammenstoße der verschiedensten Interessen geht nothwendigerweise ein Chaos hervor, das nicht wenig durch die Widersprüche in den von allen Seiten auf uns einströmenden Nachrichten vergrößert wird. Die Confusion ist eine greuliche, und wenn man nicht geradezu von allem absteht, was man hier liest und hört, so kann man sich unmöglich zurecht finden. Die Lage der Dinge ist an und für sich verwickelt genug und es ist auch so schwer, einen leitenden Faden in diesem Labyrinth von sich gegenseitig aufhebenden Thatsachen zu entdecken. Die eigentliche Lösung ist jetzt in den Händen der beiden Armeen und so sehr auch die Diplomatie bemüht ist, den Ausbruch der Kriegsflammen durch den Wust ihrer Notizen zu dämpfen, so ist an ihren diesfälligen Erfolg nicht mehr zu denken. Die Frage ist blos, ob England und Frankreich wirklich so einig sind, als uns der *Moniteur* bisher versichert, oder ob Frankreich nicht vielmehr in den Fall gesetzt ist, sich auf eine einseitige Thätigkeit vorzubereiten. Wohlgemerkt, wir glauben nicht, daß, wenn Frankreich factisch zu Gunsten der Türkei mit den Waffen intervenirt, England sich von ihm zurückziehen könne, allein wir glauben, daß der von uns schon berührte Zeitpunkt herangekommen, in welchem es sich für Frankreich darum handelt, so entschieden vorwärts zu gehen, daß England kein Zweifel mehr über seine Absichten bleiben dürfe. Der Kampf ist nämlich durch den schnellen Umschlag der russischen Politik wieder hauptsächlich ein französisch-russischer geworden. Rußland zeigt sich plötzlich bereit, Zugeständnisse zu machen, die zur Zeit den Ausbruch des Krieges unmöglich gemacht hätten, und es wählt zu seinem Agenten den König der Belgier, der seiner Stellung nach am meisten geeignet ist, England zu imponiren und dessen Intervention, Napoleons Empfindlichkeit reizend, diesen möglicherweise zu einem falschen Schritte verleiten könnte.

Daß Rußlands Bestrebungen wenigstens im Westen nicht ohne Folgen geblieben, beweist die Haltung der englischen und französischen Presse, insofern aus

ihnen russischer Einfluß zu erkennen ist. Aberdeens Partei hat neuerdings die Kriegspartei überflügelt, und Frankreich muß nicht nur gesteigerte Impopularität im Innern befürchten, sondern mehr noch, im Falle eines übereilt zu Stande kommenden Arrangements wieder in seine alte Isolirung, dem Auslande gegenüber, zu verfallen. Welches daher auch immer die Endabsichten Frankreichs sein mögen, es bleibt ihm in diesem Augenblicke kein anderer Ausweg, als sich kriegerisch zu geberden und im schlimmsten Falle in den Augen des Landes seine Ehre zu retten. Wir sehen diese Politik auch in der That in gesteigertem Maße befolgt, sowie die Presse und die Gesandtschaften in ihren Mittheilungen Friede-verkündende werden. Auf jede neue Aussicht zum Vergleiche folgt eine kriegerische Maßregel. Rußland hat eine Note angenommen: Baraguay d'Hilliers wird mit einem zahlreichen Gefolge nach Konstantinopel geschickt. Der König der Belgier hat sich für die guten Absichten Rußlands verbürgt, und England von dessen eroberungsfremden Bestrebungen überzeugt: Admiral Bruat veröffentlicht eine kriegerische Proclamation. Die Türken haben eine Niederlage erlitten, und die vier Gesandten haben neuerdings ihren vermittelnden Einfluß geltend gemacht: im Moniteur erscheint ein Erlaß, welcher die zweckmäßige Vertheidigung der Kriegshäfen im Auge hat. Das ist sonnenklar und wir können, ohne weiter auf die Canards und Börsensinten der Journal- und der Privattelegraphie zu achten, mit Bestimmtheit annehmen, daß entweder die Sache der Türken ganz aufgegeben sei und in einigen Tagen ein Sieg der russischen Diplomatie Europa wieder eine Ueberraschung à la Vilagos bereiten dürfte, oder wir sehen Frankreich das Schwert ziehen. Mit der Temporisirung ist's nun zu Ende, die Sache muß zur Entscheidung kommen. Welche von beiden Eventualitäten eintreffen wird, ist um so schwerer zu bestimmen, als der Kaiser der Franzosen sein altes System der Verheimlichung seiner Gedanken diesmal noch genauer befolgt, als je zuvor. Was man sich von Baraguays Instructionen erzählt, beweist dies zur Evidenz. In der Umgebung des einen Ministers hören Sie, daß der General den Auftrag habe, rasch vorwärts zu gehen und seine Menschlofrolle ohne Rücksicht zu spielen. Der Moniteur stehe hinter ihm und ein aliena von zwei Zeilen, das den französischen Nationalitäten Schutz verheißt, sei im Sage. In der Umgebung des andern Ministers flüstert man Ihnen geheimnißvoll ins Ohr, Baraguay d'Hilliers sei geschickt worden pour en finir avec les Turcs. Die Russen seien bereit nachzugeben, und man müsse den Türken den Kopf zurechtsetzen. Der General selbst sagte einem Freunde beim Abschiede: soyez tranquille, je ferai marcher les Turcs; ein Ausspruch, der natürlich nach den Wünschen eines jeden beliebig gedeutet werden kann. Machen Sie daraus, was Sie wollen. Positiv ist blos die kriegerische Haltung Frankreichs, und es ist leicht möglich, daß der Moniteur, einmal zum Schweigen gebracht, uns bald wieder eine neue Ueberraschung in Bereitschaft hält. Die Frage ist jetzt, wie gesagt,

blos, wohin diese Rüstungen zielen, ob sie blos dem guten Leumund geopfert werden, oder eine ernste Bedeutung haben.

Die Stimmung hier hat sich insofern geändert, daß man jetzt im allgemeinen sich für den Orient zu interessiren anfängt, und nicht blos auf der Börse — vielleicht aber auch, weil jetzt fast alles auf der Börse entweder selbst oder durch Freunde interessirt ist. Aber auch in den untern Volksschichten fängt man an, sich mit den Kriegseventualitäten zu beschäftigen; es gibt fast weder oben noch unten ein anderes Gespräch, eine andere Neugierde, als was wird im Oriente herauskommen. Es ist mit ein charakteristischer Umstand für unsere Verhältnisse, daß, während die Journalistik seit sechs Monaten aus der orientalischen Salbaderei nicht herauskommt, die Massen sich erst jetzt dafür zu interessiren beginnen, wie überhaupt die Massen nur dann rege werden, wenn ihr Instinct ihnen sagt, daß es voraussichtlich zum Dreinschlagen komme.

So kann auch in diesem Augenblicke kein wirkliches Kunstinteresse aufkommen, alles wird vom Oriente absorbiert. Die Theater werden nur leidlich besucht und sehen dem Winter nicht ohne Besorgniß entgegen. Die große Oper und der neue Director der italienischen Oper haben es am schlimmsten, wenn das öffentliche Interesse von den Kunstgenüssen abgelenkt wird. Abgesehen davon, daß die Franzosen überhaupt keine fanatischen Liebhaber der Musik sind, haben diese beiden Institute überhaupt an Anziehungskraft verloren. Die französische Oper hat nur über wenig gute Kräfte zu verfügen und die italienische bringt uns neben einer Collection abgesungener Stimmen noch ein abgespieltes Repertoire. Dies italienische Theater konnte sich in seinen glänzendsten Zeiten nur als Versammlungsort der Fashion halten, und nicht weil man die italienische Musik hier liebt, und doch waren damals die besten Sänger, die das Jahrhundert aufzuweisen hat, in ihrer vollen Blüte; wie soll es nun erst werden, wo alles gegen und nichts für diese kostspielige Unterhaltung spricht. Die Franzosen sind aber keineswegs freigebig für Kunstgenüsse, und wenn schon Geld ausgegeben werden soll, so will man sich amüsiren. Der Franzose amüsirt sich aber blos im Drama, im Vaudeville, in der Tragödie, wenn die Rachel spielt und allenfalls auch in der komischen Oper. Mit den Concerten ist es ebenso. Das Conservatorium hat einen großen Zuspruch, weil seine Concerte sich in der Mode zu halten mußten durch die Schwierigkeit, einen Platz zu finden, und wenn man heute einen größern Raum diesen Concerten anwiese, in einem Jahre würde die Hälfte der jetzigen Stammgäste die classische Musik verlassen. Mit den Virtuosenconcerten ist es noch viel ärger, denn die Virtuosen kommen eben nach Paris nicht um Geld, sondern um durch die hiesige Sanction in England, in Deutschland, in Rußland ihr Glück zu machen. Das ist bekannt hier, und ein Pariser sieht sie mit ironischem Lächeln an, wenn sie ihm zumuthen, einen Logensitz zu bezahlen — hat er doch dem Künstler Ehre genug erwiesen, wenn er einwilligt, seinem Club oder seiner Maitresse eine Stunde

zu entziehen. Seit zwei Jahren haben wirklich bezahlte Concerte nur zwei Künstler hier zuwege gebracht, Dieuxtemps und Wilhelmine Claus — alle andern sind im besten Falle auf ihre Kosten gekommen. Sie werden aus diesen Praemissen folgern wollen, daß die Concerte im Abnehmen sein dürften, und doch ist grade das Gegentheil der Fall. Man gibt jetzt Concerte, wie man zu einer Zeit in Deutschland Verse machte oder hier ein Proverb. Wer hat sich nicht wenigstens einmal diesen unschuldigen Zeitvertreib gemacht?

Die Literatur ist auch apathisch geworden, und selbst die Romanliteratur scheint im Feuilleton ihren seligen Tod gefunden zu haben. Unter den unzähligen Romanen, die täglich unter der Presse hervorgehen, ist kaum ein einziger, von dem einige Erwähnung gemacht wird, und selbst George Sands letzte beiden Romane: Filleul und Mont revêche gingen ganz spurlos vorüber. Die geniale Schriftstellerin hat auch ihre Vorliebe seit lange dem Drama zugewendet, und trotz ihrer unentschiedenen Erfolge bleibt sie mit aner kennenswerther Beharrlichkeit auf der zuletzt betretenen Bahn. Wir glauben, sie hat Recht, und sind überzeugt, sie wird auch in diesem Zweige endlich Bedeutendes leisten. Was mich am meisten in meiner Hoffnung bestärkt, ist, daß George Sand unangefochten von der Kritik das Dorfgenre solange festgehalten, bis sie es nach allen Seiten hin erschöpft hatte. Sie sprang nicht wie die andern von der Tragödie auf die Komödie, von der Dorfgeschichte zum Salondrama. Mit Ausnahme der Dramen du Foyer und der Vacances de Pandolphe, welches letztere auch nicht mehr als eine Idylle ist — hat George Sand sich ihre dramatischen Stoffe im Landleben gewählt und mit dem Pressoir, der trotz vieler Mängel eine höchst interessante und anziehende Arbeit genannt werden muß, diese Phase, die nach ihr auch in die Oper überging, geschlossen. Nun will sie mit Mauprat eine neue Reihe von Versuchen beginnen, und wer sich an den merkwürdigen Roman erinnert, wird zugeben, daß daraus allerdings ein Drama zu machen ist, besonders ein Sand'sches, das zwischen Balzacs analysirender und der französischen überstürzenden Manier die Mitte hält. Am meisten Dank wissen wir es den dramatischen Beiträgen von George Sand, daß sie sich nicht blos mit einem dramatischen Gerippe, mit überraschenden Situationen, mit auffallenden Schlagworten begnügt, sondern als wahrer Poet und Künstler auf Ausarbeitung des Details soviel Fleiß und Liebe verwendet. Bei dem vortrefflichen Spiele der hiesigen Schauspieler muß auch der halbaufmerksame Zuschauer die leiseste Intention des Dichters inne werden, und es scheint uns immerhin mehr der wahren Kunst würdig, durch solche Mittel auf das Publicum zu wirken als durch dies grobe Fabrikverfahren unserer dramatischen Lampenköpfer, die nur auf die optische Täuschung eines Momentes rechnen. Heute Abend sehen wir ein fünfactiges Drama: Une journée d'Agrippe d'Aubigny im Theater Français zum ersten Male. Agrippe d'Aubigny

war bekanntlich ein Freund Heinrich IV., ein eifriger Hugenot, später Flüchtling in der Schweiz und Großvater der gottesfürchtigen katholischen Königin von Frankreich, der heiligen Maintenon.

Die Theater in Wien und Triest.

Vielleicht hat kein Land solche Productions- und Consumtionsfähigkeit wie Oestreich. Dies gilt nicht nur in handelspolitischer Beziehung, auch vom Theater. Wien hat fünf Theater in der Stadt und in den Vorstädten und zwei Sommerbühnen, sogenannte Arenen; und wenn es noch einmal sovieler hätte, so würden sie wahrscheinlich auch bestehen können. In Wien „speist“ man drei bis viermal täglich warm und geht Abends ins Theater, oder zu irgend einer andern Sehenswürdigkeit oder Lustbarkeit, und verausgabt dabei für sein Amüsement durchschnittlich mindestens noch einmal soviel Geld als in Norddeutschland, aus dem einfachen Grunde, weil man mehr und leichter Geld verdient als dort, und eben soviel Mal weniger auf Zinsen legt und seinen Erben hinterläßt.

Die beiden Stadtbühnen Wiens, das k. k. Burgtheater, unter Heinrich Laubes trefflicher Leitung, für Drama und feineres Lustspiel, und das k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore, unter Julius Cornet, für Oper und Ballet, leisten wie bekannt Bedeutendes, und diese beiden unterscheiden sich auch in ihrem ganzen Wesen nicht so sehr von norddeutschen Hoftheatern ersten Ranges. Daß das Repertoire hier ein anderes ist, als z. B. in Berlin, Dresden, Hamburg zc. liegt in den Localverhältnissen; daß die Usancen in der technischen und artistischen Geschäftsführung zum Theil andere sind als im Norden, daß man an manchem Hergebrachten, Traditionellen festhält, das sind mehr oder weniger Unwesentlichkeiten, die dem fremden Beschauer, der sich die Sache oberflächlich ansieht, fast entgehen. Dagegen springt zweierlei bei diesen Theatern in die Augen, ein Vorzug und ein Uebelstand. Ersterer: daß man, namentlich im Burgtheater und theilweise auch in der Oper mit den gegebenen Mitteln das Beste zu leisten sich bemüht und in der That auch das möglichst Gute leistet. Dies der Vorzug vor mancher großen norddeutschen Bühne. Ein Uebelstand aber sind die beiden viel zu kleinen Räumlichkeiten. Man erstaunt, wenn man in das Burgtheater eintritt, und schon eine halbe Stunde vor dem Beginn der Vorstellung sich überzeugt, daß nach dem Sprichwort „kein Apfel zur Erde fallen kann“; wenn man vernimmt, daß schon um neun Uhr Morgens kein „Sitz“ mehr zu haben ist, oder wenn man im Fremdenblatt die zehnmal erfolglos wiederholte Anzeige liest, daß von einer „distinguirten Frau“ ein Logenplatz im zweiten oder dritten „Stock“ für jede vierte oder fünfte Vorstellung gesucht wird, —